Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

40 (24.1.1900) Badisches Museum, Nr. 7

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 7. — Erscheint zweimal wöchentlich. — 24. Jan. 1900.

Karlsruhe im Jahre 1780.

Eine interessante Schilderung von Alt-Karlsruhe — denn davon wird man jetzt auf der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts allmählich sprechen dürfen — findet sich in einer heute fast vergessenen Reisebeschreibung aus dem vorigen Jahrhundert, die besonders für Süddeutschland in mancher Hinsicht bemerkenswert ist. Unter der Maske eines reisenden Franzosen entwirft der anonyme Verfasser in der zu seiner Zeit so beliebten Briefform Schilderungen der politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und konfessionellen Zustände in den deutschen Staaten um die achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, temperamentvolle Reiseberichte, die er an Orten, wo es sich verlohnt, bisweilen auch auf Kunst und Litteratur ausdehnt. Obwohl seine politischen Anschauungen stark unter dem Einfluß der französischen Philosophen stehen, verleugnet er seine deutsche Abkunft weder in der Besonderheit seiner Interessen, noch in der Wahl des schriftlichen Ausdrucks. In seinen Urteilen über religiöse Fragen und über die liebe Geistlichkeit, die nicht eben glimpflich wegkommt, ist er ganz ein Sohn der Aufklärungsperiode. Von einigen Subjektivitäten abgesehen, kann man seinen von scharfer Beobachtung zeugenden Darlegungen indes eine anerkennenswerte Sachlichkeit im ganzen nicht absprechen.

Der Verfasser dieses Itinerars, das unter dem Titel, „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris“; übersetzt von K. R., in zwei Auflagen erschien, ist einer, von alter Hand in das uns vorliegende Exemplar eingetragenen Notiz zufolge ein gewisser Kaspar Risbeck, der aus Köln stammte, als Kommerzienrat in Kassel lebte und zu Aarau in der Schweiz im Jahre 1786 gestorben ist.

Die Stadt Karlsruhe berührte unser Reisender, angeblich von Straßburg kommend, auf dem Wege nach Stuttgart. Aus der schwäbischen Hauptstadt wenigstens ist der Brief vom 3. April 1780 datiert, in dem er sich über die Karlsruher folgendermaßen ausläßt:

„Karlsruhe ist ein artiges, nach einem sehr eigensinnigen Plan von Holz neuerbautes Städtchen, das mitten in einem großen Wald, einem Rest des ungeheuren Gehölzes liegt, welches zu Tacitus Zeiten ganz Deutschland deckte. Damals zogen Auerochsen und Elentiere, die sich nun in die dicksten Wälder von Rußland verkrochen haben, herdenweise hier umher. Der Abstich eines so verfeinerten Hofes und Volkes mit der ehemaligen Wildnis hatte viel Vergnügen für mich.

Durch dieses Holz hat man nach den zweiunddreißig Wieden zweiunddreißig Alleen gehauen, und auf neun derselben die Stadt in Gestalt eines Fächers erbaut. Aber das siehst Du mit einem Blick auf den Grundriß der Stadt und Gegend, den Du ohne Zweifel in Deiner Sammlung von Landkarten hast, besser als ich es Dir beschreiben kann.

Zu Karlsruhe hielt ich einige Ruhetage. . . . Ich war so glücklich, gleich in den ersten Stunden meines Aufenthalts daselbst mit einem vortrefflichen Mann bekannt zu werden, der mit dem besten Herzen die Feinheit eines ausgebildeten Weltmannes, und mit einer unermüdeten Thätigkeit für den Dienst seines Fürsten viel Geschmack und Kenntnis sowohl unserer, als auch der italienischen, englischen und deutschen Litteratur verbindet.“

Anläßlich eines mehrtägigen Ausflugs, den der Verfasser unserer Reisebriefe mit seinem gelehrten Gastfreunde unternimmt, streift er die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes: „Unser Weg ging über Bruchsal, der Residenz des Bischofs von Speyer, durch ein waldiges, mit kleinen, angebauten Flecken unterbrochenes Land. Das Holz macht einen ansehnlichen Teil der Einkünfte, sowohl des Karlsruher als auch des Bruchsaler Hofes aus. Es wird auf dem Rhein nach Holland geflößet, und allda sehr teuer verkauft. Die Waldung, wodurch wir kamen, ist ein auffallender Beweis von der Vorzüglichkeit einer Erbregierung gegen die Staatsverwaltung eines Wahlfürsten. Die Baden'sche Holzung wird mit der sorgfältigsten Oekonomie benützt und gepflegt, weil dem Fürsten daran gelegen ist, daß diese Quelle von Einkommen für seine Nachkommenschaft in ihrem Stande erhalten werde.“ Nach einem Seitenhiebe auf den Nachbar der markgräflichen Lande, den Bischof von Speyer, und einem längeren interessanten Exkurs, welche die Verwüstung der Pfalz und besonders die Zerstörung der damaligen freien Reichsstadt Speyer durch die Truppen Melacs und Turrenes zum Gegenstand haben, wendet sich der Autor wieder den badischen Verhältnissen zu. Die jährlichen Einkünfte des Markgrafen schätzt er auf 120000 Gulden. Den Reichtum des Landes sieht er außer in der Nutzung des Holzes vorwiegend in dem rationellen Betrieb des Getreidebaus, der Viehzucht und auch des Weinbaus, dessen Produktion er namentlich in den südlichen, nach Basel zu liegenden Bundesteilen, trotz seiner vom Rhein her verwöhnten Zunge, seine Anerkennung nicht versagt. „Man bricht auch Marmor im Lande, und thut ihm die Ehre an, ihn mit dem florentinischen und kararischen zu vergleichen, aber gewiß ist man zu höflich gegen seinen Landsmann.“

Die wirtschaftliche Lage des Landes im Durchschnitt kennzeichnet er als „glücklich für den Mittelstand“. Die Sicherheit des Eigentums und Erwerbs und der durch die Schiffahrt erleichterte Absatz macht den Kunstfleiß der Einwohner rege. Die Manufakturen vermehren sich von Jahr zu Jahr, und einige derselben, z. B. das Fayence von Durlach, nehmen sich vorzüglich aus. Auch mit dem Seidenbau hat man sehr glückliche Versuche gemacht.“

Ueber den markgräflichen Hof und die gesegnete Regierung des Markgrafen Karl Friedrich äußert sich unser Gewährsmann mit behaglicher Breite, die seiner Zufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen entspringt. „Die wenigen Tage, die ich zu Karlsruhe zubrachte, gehören unter die vergnügtesten meines Lebens. Ich sah einen Fürsten, der wirklich bloß für seine Unterthanen lebt, und nur in ihrem Glück das seinige sucht, dessen aufgeklärter thätiger Geist den ganzen Staat belebt, und durch seinen Einfluß alle, die an der Staatsverwaltung teil haben, zu warmen Patrioten gebildet hat; der ohne Anspruch auf äußere Scheingröße bloß für sein Volk, und nur durch stille Wirksamkeit für das Wohl desselben groß sein will. Erziehungsanstalten, Polizeiverordnungen, Ermunterungen zum Landbau und zur Industrie, kurz, alles atmet den Geist der Philosophie und warmer Menschenliebe.“ Mit deutlicher Beziehung auf das Regime, daß ihm als (fingierten) Franzosen besonders naheliegt, fügt der Schreiber einen Stoßseufzer hinzu: „O, daß er nicht viele Millionen Menschen so glücklich machen könnte, als er seine Zweimalhunderttausend macht!“

Serenissimus im Privatverkehr schildert er als „ebenso liebenswürdig und glücklich, als er es als Fürst ist“. „Er und seine Frau Gemahlin, eine Prinzessin von Darmstadt, lieben die Musen und Grazien, und (was nach des Autors Erfahrungen an anderen deutschen Fürstensitzen keineswegs selbstverständlich für ihn ist) der Hof ist die beste Gesellschaft in Karlsruhe. Man braucht wenig Titel, um Eingang zu finden.

Die übertriebenen Gerüchte von einer allzu rigorosen Oekonomie in der Hofhaltung, wie sie im Umlauf waren, sucht unser Autor „einigen Schöngeistern“ — wir würden sagen „Litteraten“ — in die Schuhe zu schieben, „die sich durch Verbreitung solcher Anekdötchen rächen wollten, daß ihnen der Hof zu Karlsruhe nicht den Hunger gestillt.“ Auf wen diese Bemerkung zielt, darüber wird die Lokalforschung Auskunft zu geben wohl imstande sein. Im Uebrigen sucht der Verfasser eine weise Sparsamkeit als wohl berechtigt zu erweisen durch den Hinweis auf die finanziell zerrütteten Zustände des Landes beim Antritt des Erben der ausgestorbenen Linie Baden-Baden durch die markgräflich Durlach'sche Linie in der Person Karl Friedrichs. Bei seiner Thronbesteigung „fand man, so lautet der Bericht, zu Rastatt fast so viele Schulden, als die ganze Erbschaft wert war. Maitressen, Pfaffen, Jäger und Köche hatten seit langer Zeit gewetteifert, diesen Hof zugrunde zu richten.

Auch das alte Erbe des Markgrafen ward durch Kriege und starke Apanagen mit Schulden beschwert. Nun hat man sich eben nicht sehr zu wundern, wenn die Fürstin Mutter nicht gerne sieht, daß die Blumen in den Hofgärten, womit, so wie mit Obst ein kleiner Handel getrieben wird, von den Prinzen zu Sträußen gebrochen werden." Dieser hübsche Zug aus dem Leben des kleinen Hofes erfährt eine Ergänzung durch eine Anekdote, die an anderer Stelle berichtet wird: „Ein durchreisender Kavalier äußerte vor ungefähr vierzig Jahren seine Befremdung darüber, daß das Schloß — gemeint ist das alte von Karl Wilhelm erbaute Jagdschloß — von Holz und wenigstens nicht von Backsteinen erbaut wäre. „Ich wollte nichts als ein Obdach haben", antwortete der Fürst, „und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen." „Brüder", so ruft der biedere Schreiber in emphatischem Tone aus, mit dem er französisches Pathos zu imitieren glaubt, „hätte man bei Erbauung vom Louvre, von Versailles, Marly, so groß der Abstand zwischen einem König von Frankreich und einem Markgrafen von Baden sein mag, nicht ähnliche Betrachtungen machen sollen!"

Mögen die hier mitgeteilten Thatsachen unser historisches Wissen auch nicht erheblich erweitern, so gewinnt das Thatsächliche und Bekannte doch immerhin an Interesse durch die scharfe Beleuchtung, in die es hier durch die Beobachtung eines lebendigen Auges und eine rückhaltlose Darstellung gerückt erscheint. O. B.

Eine Hochzeitsreise.

Novellette von J. Kelly.

Deutsch von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten).

„Und wann soll das glückliche Ereignis stattfinden, meine Teure?"

Der Sprecher war ein Mann, der die Reife des Lebens bereits erreicht hatte, und die Dame hatte gewiß schon 35 Lenze gesehen; doch der beseeligende Einfluß Cupitos schien wenigstens vorläufig alle Betrachtungen des Alters in den Hintergrund gedrängt zu haben, und das glückliche Paar koste und herzte sich in dem altbeliebten Stile.

„Oh, wir wollen nicht mehr lange Zeit warten," versetzte die Dame, indem sie errötend den Kopf senkte.

„Wollen wir nächste Woche sagen?" flüsterte der Liebhaber mit leidenschaftlicher Ungeduld.

„Ach Gott nein, lieber im nächsten Jahre," entgegnete sie mit leisem Lachen.

„Was? noch ein ganzes Jahr warten? nein, das thue ich nicht," lautete die heftige, leidenschaftliche Antwort, und während die beiden Liebenden sich über diesen wichtigen Punkt noch umherstreiten, wollen wir dem Leser den Helden und die Heldin unserer Geschichte vorstellen.

Zuerst soll die Dame an die Reihe kommen. Miß Eliza Keed, die einzige Tochter eines Dorfpfarrers, war zu 20 Jahren Waise geworden und hatte seit dieser Zeit in der Stadt Battlemoor gewohnt, wo sie in der Umgegend eine kleine Villa inne hatte. Hier lebte sie mit einem Dienstmädchen ganz behaglich von einem Einkommen von etwa 200 Pfund jährlich, die aus den Ersparnissen ihres seligen Vaters, des Pfarrers stammten. Mister George Grant, der Gentleman, dessen Ungeduld zu dämpfen sie bemüht war, hatte dreißig Jahre seines Lebens der Fabrikation von Oel und Farben gewidmet, sich kürzlich vom Geschäfte zurückgezogen und sich in Battlemoor ein Haus gekauft. Dort hatte er Miß Keed in einer Gesellschaft kennen gelernt und sich sofort in sie oder — wie die bösen Zungen behaupten — in ihr Vermögen verliebt. Der frühere Oel- und Farbenmann besaß nicht viel mehr als die von ihm Angebetete, und so ist es sehr leicht möglich, daß die Geldinteressen zu seinem Entschlusse ebensoviel beitrugen, als die gewiß nicht zu unterschätzenden Reize der Miß Keed.

„Die Sache ist abgemacht," bemerkte Mister Grant schließlich nach 10 Minuten langer Diskussion, „am ersten Dienstag im September heiraten wir; bis dahin sind noch zwei Monate, in denen wir alle Vorbereitungen treffen können. Nun aber noch eine Frage, wohin wollen wir unsere Hochzeitsreise lenken?"

„Muß das sein?" murmelte sie mit lieblichem Erröten.

„Ja, das muß sein, wir müssen irgendwohin," versetzte Mister Grant. „Was meinen Sie dazu, wenn wir uns ein oder zwei Wochen in Margate aufhalten?"

„Margate? oh, wie häßlich!" versetzte Mistreß Keed verächtlich. „Sie scherzen, George! Nein, wir wollen uns ruhig eine Woche in Paris, fern von allen, aufhalten. Es ist jetzt alles so billig in Frankreich, und wir brauchen ja dort nicht so extravagant zu leben."

Mister Grant war etwas verblüfft. So viel er gehör hatte, war Paris alles andere, nur nicht billig und in seinem Herzen hätte er das gewöhnliche, aber gemütliche Margate vorgezogen.

Vielleicht hätte er sich dem Plane sogar widersetzt, doch das war nicht möglich, denn wenn Miß Keed ihm bei der Festsetzung des Hochzeitstages nachgegeben hatte, so mußte er dafür im Punkte der Hochzeitsreise nachgeben. Und bevor sich das liebende Paar an diesem Abend trennte, beschloß es, die ersten zwei Wochen seines jungen Glücks in der Hauptstadt Frankreichs zu verleben.

* * *

Herr und Frau Grant waren seit drei Tagen verheiratet und saßen im Hotel zu Lion d'or in Baltignolles beim Frühstück. Als praktischer Mann hatte sich George Grant bei einem Freunde erkundigt, der in Frankreich reiste, und dieser hatte ihm dieses Hotel dritten Ranges als sehr billig und preiswert empfohlen.

„Es ist hier gar nicht übel," bemerkte er, während er behaglich seinen Kaffee schlürfte.

„Und gar nicht teuer," versetzte seine Frau mit vergnügtem Lächeln. „Jetzt wollen wir ein bißchen Einkäufe machen gehen, und Du thätest besser, mich die Börse tragen zu lassen, George; es sieht so dumm aus, wenn der Mann immer bezahlt."

Widerstrebend willigte er ein, doch seiner alten Gewohnheit gemäß zählte er erst den Inhalt der Börse, bevor er ihr dieselbe einhändigte.

„Sie her, Lizzie," meinte er, „hier sind 4 Fünffrankstücke und 5 Louisdors: gieb wohl acht, daß Du immer das richtige Geld bezahlst und auch richtig herausbekommst."

„Ich werde schon acht geben," lautete die Antwort, obwohl ich garnicht die Absicht habe, mehr als 2 bis 3 Louisdors auszugeben."

In Gedanken verdoppelte George Grant diesen Betrag, sagte aber kein Wort.

Sie betraten eine Reihe von Magazinen, doch die hohen Preise, die man in denselben verlangte, schreckten sie zurück, und nach langer Wanderung hatten sie nur etwa für 40 Francs Geschenke erworben, die sie ihren Freunden in Battlemoor mitbringen wollten. Dann frühstückten sie in einem Restaurant des Palais Royal für zwei Francs die Person „vin compris et pain à discrétion". Da sie sich nun etwas ermüdet fühlten, nahmen Herr und Frau Grant einen Omnibus nach Batignolles, der sie in kurzer Zeit vor ihrem Hotel absetzte. Sie hatten den Wagen eben verlassen und näherten sich dem Lion d'or, als sie plötzlich erschreckt ausrief:

„Meine Börse; ich habe meine Börse verloren."

„Verloren? ach Unsinn! sieh nur in deiner Tasche nach, Du hattest sie doch eben noch im Omnibus."

Doch die arme Lizzi suchte umsonst in ihrer Tasche, die Börse war fort, und wie jede Frau nahm auch sie ihre Zuflucht zu den unvermeidlichen Thränen.

„Mache hier keinen Skandal," sagte der Mann etwas heftig, „komm ins Hotel."

„Im Lion d'or angelangt, teilte Herr Grant den Verlust seinem Wirte mit, der die Polizei sofort davon in Kenntnis setzte oder vielmehr setzen wollte, denn hier kam der bekannte Eigensinn des Engländers zum Vorschein. Mister Grant hegte die Ansicht, die Polizei sämtlicher Länder wären Idioten und bekämen nie ein Verbrechen heraus. Er hielt es für richtiger zu annoncieren und eine Belohnung auszusetzen.

„Ich fasse die Sache so auf," sagte er nachdenklich, „die Börse ist entweder verloren oder gestohlen. Ist sie verloren, so ist es möglich, daß ein ehrlicher Mensch sie findet, und dann ist eine Anzeige das geeignetste. Ist sie gestohlen, so werden die Diebe sicherlich die Zeitungen lesen, und die Belohnung wird fast so hoch sein, als sie für die gestohlenen Banknoten bekommen würden."

Nachdem er sich mit einer frischen Summe Geldes versehen, nahm Mister Grant einen Fiaker und fuhr nach den Bureaux der hauptsächlichsten Zeitungen, wo er ein Inserat aufgab und dort eine Belohnung von 125 Francs für die Rückgabe einer in einem Omnibus verlorenen Börse aussetzte. Als er dies gethan, kehrte er nach seinem Hotel zurück, wo er sich bemühte, seine Frau über den Verlust nach Kräften zu trösten.

Das Frühstück stand am folgenden Morgen noch auf dem Tische, als der Kellner zwei Fremde in das von den Grants bewohnte Zimmer führte.

„Die Leute kommen wegen der Börse," sagte er mit breitem Grinsen.

Einer der Fremden trat näher und sagte mit leichter Verbeugung und in ziemlich gutem Englisch:

„Mein Freund hier" — damit zeigte er mit der Hand auf seinen Gefährten — „ist ein Kommis; er saß gerade in dem Omnibus und fand die Börse, als Sie den Wagen verlassen hatten. Er stieg sofort aus, konnte aber nicht sehen, wohin Sie gingen. Heute morgen las er Ihre Annonce, er spricht nicht englisch, und darum komme ich als Dolmetscher hierher."

„Sie sind ein paar ehrliche Menschen," erklärte George Grant eifrig. Der Dolmetscher übersetzte diese Bemerkung auf französisch, und beide verneigten sich wieder. Dann wurde die Börse Mister Grant eingehändigt, der sie öffnete, nachzählte und 4 Fünfpfundnoten und etwas loses Geld, ungefähr 30 Francs, herausnahm.

„Hier ist die versprochene Belohnung," sagte er und reichte den Fremden eine der Banknoten.

Der Franzose sagte etwas zu seinem Gefährten, der sofort ausrief:

„Ach, wissen Sie, mein Herr, Sie können uns doch einen Gefallen thun. Es ist hier für uns sehr schwierig, eine englische Banknote umzuwechseln; wollen Sie nicht so gut sein und uns das Geschenk in französischem Gelde geben?"

„Aber gewiß, gewiß," versetzte Mister Grant, ging in das Nebenzimmer und kehrte mit sechs Louisdors und einem Fünffrankstück zurück, die der ehrliche Finder der Börse mit augenscheinlicher Befriedigung entgegennahm. Die Fremden machten noch einige Verbeugungen, sprachen ihren herzlichsten Dank aus und entfernten sich dann.

„Siehst Du wohl, Lizzie! was habe ich Dir gesagt?" rief George Grant triumphierend, als die Thür sich geschlossen hatte. „Das hätte die kluge Polizei ihr Lebtag nicht zustande gebracht. Jetzt wollen wir aber unser Glück auch ein bißchen feiern. Wir haben beide heute morgen keinen rechten Appetit gehabt; setze darum Deinen Hut auf, wir gehen zu Tortoni, essen ein tüchtiges Frühstück und lassen uns auch eine Flasche Champagner geben."

Das Frühstück bei Tortoni schmeckte großartig, alles war ausgezeichnet gewesen, und George Grant stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er den letzten Tropfen Kaffee hinunter hatte. Der Kellner brachte lächelnd die Rechnung, die 42 Frcs. und 40 Centimes betrug.

„Sie können doch eine Fünfpfundnote wechseln?" fragte Mister Grant den Kellner.

„Gewiß, mein Herr," versetzte der Kellner und nahm den Schein an sich; doch es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er das Wechselgeld brachte. Am Büffet entspann sich eine lebhafte Diskussion, dann näherte sich der Kellner in Begleitung des Wirtes dem kleinen Tische, an dem die Grants saßen.

„Der Schein ist falsch," sagte der Kellner kühl.

„Was?" rief George Grant entrüstet, „der Schein soll falsch sein? Das ist ein guter Spaß; na, hier haben sie einen andern, wenn Ihnen der nicht gefällt!"

Mit diesen Worten holte er wieder die Börse hervor und wählte einen von den drei Scheinen, die sich noch darin befanden. Doch in demselben Augenblick wurde sein Gesicht kreideweiß. Der Schein war falsch und noch dazu sehr schlecht ausgeführt. Auch die beiden andern Scheine waren falsch, und plötzlich dämmerte es in seinem Hirne auf, daß die ehrlichen Besucher von heute morgen zwei geschickte Diebe waren, die nicht nur das Originalgeld beiseite geschafft, sondern auch für einen ihrer gefälschten Scheine gutes französisches Gold bekommen hatten.

Wie der entrüstete Wirt des Restaurants ein paar Gendarmen herbeirief und das erstaunte Ehepaar wegen Ausgabe falschen Geldes verhaften ließ, wie sie nach dem nächsten Polizeibureau geführt wurden, wie die arme Lizzie Grant unterwegs prompt in Ohnmacht fiel, wie ihr Gatte raste und Genugthuung für die ihm angethane Beleidigung verlangte, wie sie 24 Stunden in Haft behalten und erst auf Veranlassung des englischen Gesandten freigelassen wurden. Das ist eine komplizierte Geschichte, die wir wegen Mangel an Raum nicht erzählen können. Wir wollen nur noch erwähnen, daß 12 Stunden später Herr und Frau Grant den heimatlichen Gefilden Englands wieder zustrebten. Sie haben sich fest vorgenommen, nie wieder dieses „schreckliche Paris" aufzusuchen, und wenn sie so alt wie Methusalem werden sollten.

Kunst und Wissenschaft.

-r. **Albert v. Keller.** Unter den Malern, die der modernen Kunst in München zum Sieg verholfen und eine dauernde Stätte bereitet haben, steht Albert v. Keller mit an erster Stelle. Ein „Nur-Maler" im besten Sinn des Wortes, hat er in seinen Bildern nicht Anekdoten erzählt, Komisches oder Rührendes mitteilen wollen. Auch wo er einen wirklichen Vorgang schildert, wie in dem großen Gemälde: „Die Auferweckung der Tochter des Jairus" (im Besitze der K. Pinakothek in München), oder in der grausigen mittelalterlichen Scene „Hexenschlaf", da ist es vor allem der äußere malerische Reiz der Scene — und das psychologische Problem, das sich in den Zügen der Hauptpersonen kundgiebt, was ihn vor allem interessiert. Sein Bestes und Eigenstes hat er aber gegeben und das Inventar der Münchner Kunst um ein neues und wertvolles Element bereichert in seinen Darstellungen aus dem eleganten Gesellschaftsleben und in seinen Porträts schöner und graziöser Frauen. Diese Gesellschaftsbilder und Damenbildnisse, mit denen der 1845 in der Schweiz geborene Künstler besonders seit den achtziger Jahren hervortrat und Aufsehen erregte, verraten französische Schule, sie zeigen aber auch einen Esprit, dem die Vorzüge der Schule selbständiges Eigentum geworden sind. Dieser Esprit tritt nicht nur in der Auffassung der porträtierten Personen, im ganzen bildmäßigen Arrangement, sondern auch im Kolorit, in der Verwendung der Lichteffekte hervor. Von seinen besten Bildern können daher — wie von allen als Malerei vortrefflichen Bildern — Schwarz-Weiß-Reproduktionen nur einen annähernden Begriff geben. Trotzdem aber wird eine Sammlung von Nachbildungen besonders hervorragender und charakteristischer Werke des Künstlers, wie sie vor kurzem der Bruckmann'sche Verlag in München herausgegeben hat *), seinen Verehrern und all' denen, die sich seine Kunst in eingehender Betrachtung analysieren wollen, hochwillkommen sein. Umso mehr, als diese Photogravuren technisch von hoher Vollendung sind und oft der farbigen Wirkung überraschend nahe kommen. Freilich, solch pikante kleine Farbenskizzen, wie etwa die „Römische Villa", spotten jeder Möglichkeit einer entsprechenden monochromen Wiedergabe, die in diesem Fall immerhin noch für denjenigen, der das Original gesehen hat, den Wert einer Erinnerungsstütze hat. Aber wie viel giebt uns z. B. die Reproduktion des „Diner" von dem geistvoll beobachteten Spiel der Lichter, von dem Geschmack und der Eleganz in der Auffassung des ganzen Milieus! Welch' reicher, harmonischer Farbenakkord klingt uns aus Damenbildnissen, wie dem der Frau v. Le Suire, der Frau v. Kühlmann oder der Gattin des Künstlers entgegen! Im äußeren Chic an Boldini und Sargent erinnernd, haben diese Bildnisse auch eine seelische Vertiefung und Anmut, die wir z. B. bei Boldini vergebens suchen. — In den letzten Jahren hat Albert Keller, der Strömung der Zeit folgend, öfter auch symbolische und mythologische Stoffe behandelt, so im „Glück" und im „Preisurteil". Wir meinen, nicht mit demselben Gelingen, das ihm sonst so selten versagt blieb. Daß auch von diesen mehr problematischen Arbeiten einige in das Bruckmann'sche Keller-Werk aufgenommen worden sind, macht erst dessen vollen, kunsthistorischen Wert aus. Wir kennen einen Menschen nicht, wenn wir ihn nur von seiner besten Seite kennen; so werden wir auch erst dann die Eigenart und Stärke eines Künstlers ganz schätzen und begreifen, wenn wir uns auch über seine kleinen Schwächen und Grenzen seiner Begabung klar geworden sind. Für die kunstgeschichtliche Bedeutung Albert Kellers also ist dies Keller-Werk ebenso wichtig, wie es eine schöne und vornehme Zierde künstlerischer Hausbibliotheken bilden wird.

C.K. **Gedächtnisuntersuchungen an Schülern.** Der Berliner Verein für Kinderpsychologie, der vor kurzem neu begründet wurde, hielt am Freitag seine erste ordentliche Sitzung ab. Nach einem längeren einleitenden Vortrage des Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. C. Stumpf „Zur Methodik der Kinderpsychologie", in dem zugleich die Aufgaben des Vereins des näheren skizziert wurden, teilte Herr Oberlehrer Dr. Kemsies die sehr interessanten Ergebnisse von Gedächtnisuntersuchungen mit, die er an Schülern der Friedrich-Werder'schen Realschule angestellt hat. Es wurden zu diesem Zweck den Schülern immer 10 zweisilbige Fremdwörter, die der lateinischen Sprache entnommen und ihnen gänzlich unbekannt waren und mit der hinzugefügten Bedeutung keinerlei Aehnlichkeit aufwiesen (z. B. eurus-Ostwind, segnis-träge), vorgelegt. Die Einprägung sollte rein mechanisch erfolgen, jede Reihe wurde in gleichmäßigem Rhythmus fünfmal hintereinander in 200 Sekunden dargeboten. Die behaltenen Worte wurden auf Zettel geschrieben und dem Lehrer übergeben. Um festzustellen, bei welcher Art des Gedächtnisses das Einprägen am besten vor sich ginge, ob beim Gehörs- oder beim Gesichtsgedächtnis oder bei der im Schulunterricht gewöhnlich angewandten kombinierten Methode, wurde ein dreifaches Verfahren eingeschlagen: Die Wörter der ersten Versuchsreihe wurden vom Lehrer vorgesprochen, die der zweiten gedruckt oder geschrieben vorgezeigt und die der dritten zugleich gezeigt und gelesen. Bei solchen Versuchen, die mit Untersekundanern in einem Durchschnittsalter von 15½ Jahren gemacht wurden, ergab sich, daß von der Gesamtheit der in den drei Reihen vor-

*) Albert v. Keller. 20 Photogravuren. Vom Künstler autorisierte Ausgabe. (München, F. Bruckmann, A.-G. — Preis eleg. geb. oder in Mappe 60 M.)

gebotenen Wörter 58,4 Proz. behalten wurden. Wort und Bedeutung richtig mit einander verknüpft wurde in 50 Proz. der Fälle, Umstellungen in der richtigen Reihenfolge kamen in 16 Proz. der Fälle vor. Nur gelegentlich traten falsche Associationen und kleinere Fehler in der Wiedergabe der gegebenen Wörter ein. Betrachtet man dagegen die drei auf verschiedene Methoden eingeprägten Reihen für sich, so ergiebt sich, daß das Gehörsgedächtnis dem Gesichtsgedächtnis und auch der kombinierten Methode bedeutend überlegen ist; die vorgesprochene Reihe wurde um 13,1 Proz. besser behalten, als die gesehene und um 8,3 Proz. besser als die in kombinierter Methode mitgeteilte. Es kommt dies wahrscheinlich daher, daß beim visuellen Einprägen die Aufmerksamkeit sehr stark beeinträchtigt ist. Bei einer Wiederholung entsprechender Versuche, die mehrere Wochen später gemacht wurde, zeigte sich der Einfluß der Uebung sehr deutlich bei der bis dahin ungewohnten akustischen und visuellen Methode, in sehr geringem Maße dagegen bei der im Unterricht gewöhnlichen kombinierten. Dieselben Versuche wurden auch in der Quarta gemacht, und es zeigten sich, der Altersdifferenz entsprechend, geringere Gedächtnisleistungen, im Durchschnitt um 10,6 Proz., sodaß man die Zunahme der Gedächtnisfähigkeit in diesem Alter etwa auf 3,5 Proz. pro Jahr annehmen könnte. Auch in anderen Klassen wurden solche Versuche gemacht, immer zeigte sich das Lernen durch das Gehör dem durch das Gesicht entschieden überlegen. Als dagegen im psychologischen Institut der Universität die Experimente unter bedeutend schärferen und günstigeren Bedingungen durchgeführt wurden, bei denen die Art der Aufnahme für Auge und Ohr möglichst gleich gemacht war, wie dies im praktischen Schulunterricht nicht erreicht werden kann, zeigte es sich, daß im allgemeinen die Schüler auf beide Methoden etwa gleich gut lernten.

Verschiedenes.

* **Von der Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein.** Wenig bekannt ist, so schreibt Paul Lindenberg in der „Frankf. Od.-Ztg.", daß, was dem Schreiber dieses gelegentlich von dem Herzog Ernst Günther bestätigt wurde, die (bekanntlich an Lungenentzündung schwer erkrankte) Mutter der deutschen Kaiserin leicht Kaiserin der Franzosen hätte werden können! Als dem Prinzen Napoleon bald nach Antritt der Präsidentschaft der Staatsstreich gelungen war, suchte er als Lebensgefährtin eine europäische Fürstentochter, deren Namen und Stellung auch ihm Glanz und Ansehen verschafft hätten. Zunächst dachte er an die Prinzessin Karola Wasa aus dem einstigen schwedischen Königshause, erhielt aber einen Korb, und die Prinzessin vermählte sich bald darauf mit dem damaligen Prinzen Albert, heutigen König von Sachsen. Napoleon wurde Kaiser, und seine Wahl fiel nun auf die Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg, wobei er hoffte, daß die Königin von England, die Tante der Prinzessin, seinen Plan fördern werde; er sandte nach London seinen Vertrauten Walewski und erbat von der Königin die Hand ihrer Nichte. Lord Malmesbury schreibt in seinen Erinnerungen unterm 15. Dez. 1852: „Die Königin begann von der beabsichtigten Heirat ihrer Nichte zu sprechen. Ihr prinzlicher Gemahl hat einen darauf bezüglichen Brief des Fürsten Hohenlohe gelesen, dessen Hauptinhalt darin bestand, daß er viel Schwierigkeiten hierbei sich erheben sehe, und namentlich betonte er die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses und der Nationalität. Die Königin und Prinz Albert sprachen ohne Leidenschaft von dem Gegenstand, indem sie das Für und Wider erwogen. . . . Die Königin machte dann noch eine Anspielung auf das gewöhnliche Schicksal aller königlichen und kaiserlichen Frauen in Frankreich seit 1789, aber sie schien im Grunde dieser Verbindung doch nicht abhold." Zweimal bewarb sich Napoleon III. um die Hand der Prinzessin, jedoch vergeblich, die Prinzessin Adelheid zog bei der Wahl ihres späteren Gatten ein glücklicheres Los. Als die Vermählung ihrer ältesten Tochter in Frage kam, da wurde das nicht mehr in London, sondern in Potsdam entschieden, und an die Herzogin Adelheid als an seine „geliebteste Tante" richtete der damalige Prinz Wilhelm seine von inniger Liebe eingegebene schriftliche Bewerbung.

* **2516 Orden und Ehrenzeichen** sind beim diesjährigen preußischen Krönungs- und Ordensfeste verliehen worden, gegen 2498 im Jahre 1899 und 1908 im Jahre 1898, darunter 1191 Rote Adler-Orden, Großkreuz und 1. bis 4. Klasse, 412 Kronen-Orden aller Klassen, 32 königl. Hausorden von Hohenzollern, 1 Militär-Ehrenzeichen 2. Klasse, 73 Allgemeine Ehrenzeichen in Gold, 807 Allgemeine Ehrenzeichen. An Roten Adlerorden 4. Klasse sind 914, an Kronenorden 4. Klasse 190 verliehen worden.

* **Keine Handschuhe mehr.** Man schreibt dem „N. W. Tgbl." aus Paris: Die neueste Originalität in der Welt der Mode ist, daß der Handschuh gänzlich außer Gebrauch kommt. Jene Damen, die in Paris Mode machen, tragen keine Handschuhe mehr; die Herren haben bekanntlich diesem Luxus schon seit Jahren teilweise entsagt. Im Theater, in Gesellschaften kann man jetzt die Schönsten der Schönen mit enthüllten rosigen Fingerspitzen sehen. Die Aermel reichen bis nahezu an die Finger, diese selbst sind mit einer Unzahl von Ringen bedeckt; die Nägel hat eine geniale „Manicure" mandelförmig abgerundet, politiert und rosencot gefärbt; was sollte da noch ein Handschuh? Selbst auf der Straße weiß man den Handschuh zu entbehren, wenigstens teilweise; er verhüllt nun, wie man bei den Visiten konstatieren kann, einzig die linke Hand, die rechte bleibt entblößt und läßt die Ringkollektion bewundern. Kommt sie dann auf der Straße in Kontakt mit der kalten Luft, schlüpft sie eilig in den an der funkelnden Diamantkette hängenden Muff. Auf Bällen trägt man keine oder nur seidene Halbhandschuhe. So sehen die Erzeuger der traditionellen Lederhandschuhe die Zukunft grau in grau. Selbst Yvette Guilbert, die Erfinderin der berühmten langen schwarzen Handschuhe, hat auf dieses bei ihr typisch gewordene Toilettedetail verzichtet; man konnte bei den letzten Vorstellungen, die sie vor ihrer Erkrankung gab, bemerken, daß sie keine Handschuhe mehr trug. Die Pariserinnen sind auf diese neueste „Ersparnis" nicht wenig stolz; daß ein Dutzend monumentaler Ringe, die jetzt ein unentbehrlicher Toiletteartikel geworden, mehr kostet, antwortet man den Damen nicht; wer wäre so ungalant, einer schönen Frau zu widersprechen?

ψ **Oberst Villebois.** Als der Lafayette von Südafrika wird Oberst Villebois de Maureuil, mit dessen Taktik General Buller nun zu rechnen haben wird, bezeichnet. Erst jüngst wurde durch die „Volkstem", das offizielle Organ der Transvaalregierung, bekannt gegeben, daß die Transvaalexekutive dem Obersten für seine Dienste in der Schlacht von Colenso, in der er, wie es heißt, persönlich das Kommando übernommen hatte, offiziell ihren Dank aussprechen ließ. Oberst Villebois zog sich erst vor zwei Jahren von der französischen Armee zurück, trotzdem er Aussichten auf eine glänzende militärische Karriere hatte und eine sehr angesehene gesellschaftliche Stellung einnahm. Gründe privater Natur sollen ihn zu diesem Schritte veranlaßt haben. Bald nach dem Ausbruch des südafrikanischen Krieges wurden durch Dr. Leyds Verhandlungen mit ihm angeknüpft, die zu einem günstigen Abschluß führten. Der Oberst ist jetzt 52 Jahre alt. Er absolvierte im Jahre 1868 die Militärakademie von Saint Cyr und wurde Leutnant der Marine-Infanterie. Als solcher diente er in Kochinchina. Von der Marine-Infanterie ging er dann zu den Fußjägern über. Während des deutsch-französischen Krieges war er Hauptmann in der Loire-Armee. Bei Blois wurde er schwer verwundet und auf dem Schlachtfeld dekoriert. Nach ein paar Jahren trat er mit dem Rang eines Majors in's Kriegsministerium ein. Dann ging er nach Algier, wo er zum Oberstleutnant befördert wurde. Als Oberst kommandierte er nach einander das 130. Regiment in Mayenne, das 67. in Soisson und das 1. der Fremdenlegion in Sidi bel Abbès. Nach dreißigjährigem Dienste in der Armee zog er sich zurück.

Bücher und Zeitschriften.

β Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters. Versuch einer Versöhnung der natürlichen und göttlichen Weltauffassung. Von Fr. Gerstung. So betitelt sich eine Schrift, die erst kurz erschienen ist (bei Paul Waetzel in Freiburg i. Br., 1 M.). Der Verfasser derselben ist der in Imkerkreisen rühmlichst bekannte Redakteur der „Deutschen Bienenzucht in Theorie und Praxis". Pfarrer Gerstung in Oßmanstedt-Thüringen ist nicht nur auf dem Gebiet imkerlicher Praxis, sondern auch auf dem einer theoretischen und wissenschaftlichen Begründung der Bienenzucht eine Autorität ersten Ranges. In obiger Broschüre macht er den geistvollen Versuch, aus den Erscheinungen des Bienenlebens heraus eine einheitliche Welt- und Lebensauffassung zu bieten, die vor den Resultaten der exakten Forschung sowohl, wie vor den Postulaten des religiösen Gemüts bestehen kann. Zwar stellt die Bienenzucht nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Kreis der gesamten Naturbetrachtung dar, aber gerade dieser ist, wie Gerstung treffend nachweist, ganz besonders geeignet eine befriedigende Antwort auf die Frage nach einer sicheren Weltauffassung zu geben. Seit Jahrzehnten tobt der Kampf um die Weltanschauung; hie Naturwissenschaft, hie Christentum lautet das Feldgeschrei. Man will es nicht Wort haben, daß eine Versöhnung zwischen beiden möglich sei, man ist vielmehr der Meinung, daß eine unüberbrückbare Kluft zwischen diesen beiden Geistesströmungen befestigt sei. Dem gegenüber zeigt nun Gerstung an der Hand eines reichen Materials, geschöpft aus seiner großen und langjährigen Kenntnis des Bienenlebens und wie mir scheint, mit durchschlagendem Erfolg, daß eine Versöhnung nicht nur möglich, sondern auch nötig ist. Zu diesem Zweck durchforscht er mit dem Auge und dem kritischen Verstand des Fachmanns die verschiedenen Erscheinungen des Bienenlebens und bekennt freimütig, daß ohne Zuhilfenahme der gesicherten Resultate der Naturwissenschaft (Physiologie, Chemie, Biologie) eine richtige Erklärung derselben schlechterdings nicht gegeben werden kann, daß aber trotzdem die Naturwissenschaft das letzte Wort nicht sprechen darf. Denn mit ihren Argumenten lassen sich bloß die sichtbaren Thatsachen, wie diese durch das Gesetz der Causalität (Ursache und Wirkung) bedingt sind, erkennen und nachweisen, nimmermehr aber die letzten Gründe über Entstehung und Erhaltung der Arten, sowie über ihre unbewußte Zweckmäßigkeit (Teleologie). Letztere weist vielmehr über die irdische Erkenntnis hinaus auf einen persönlichen Schöpfer oder, wie Häckel sagt, auf einen „genialen Weltmechaniker". Dies kurz der Inhalt der hochinteressanten Broschüre. Gerstung erfüllt, was er verspricht; er bietet eine Versöhnung beider Weltanschauungen der christlichen und naturwissenschaftlichen durch harmonischen Zusammenschluß der Wahrheitsmomente beider Auffassungen. Wir sind fest überzeugt, daß diese neueste Schrift des wackeren Thüringer Pfarrherrn sowohl in Imkerkreisen, als außerhalb derselben viele Leser finden wird. Möge sie in reichem Maße den Zweck erfüllen, dem sie gewidmet ist.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in